

Der Kampf gegen die Schundliteratur und die Förderung guter Lektüre im Volke

Autor(en): **Nägeli, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **39 (1911)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-267012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Kampf gegen die Schundliteratur und die Förderung guter Lektüre im Volke.

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung der Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft in Appenzell am 16. Oktober 1911.

Von **Dr. Albert Nägeli.**

Es gab einmal eine Zeit, da bildeten — in protestantischen Ländern wenigstens — Bibel, Gesangbuch und Kalender beinahe die einzige Lektüre des gemeinen Mannes. Vielleicht fand sich auf dem Bücherbord noch Arndt's „Wahres Christentum“, ein Kräuterbuch, eine alte Chronik oder sonst ein dickleibiger Schmöcker. Damit war aber der Vorrat an Lesestoff, der für die ganze Familie ausreichen musste, so ziemlich erschöpft. Dieser Zustand, der bis vor wenigen Generationen im Volke die Regel war, hatte gewiss seine ideale Seite. Das wenige, das man las, ging einem schliesslich in Fleisch und Blut über; die Gestalten der Bibel z. B. wurden einem von Jugend an vertraut, in dem Buche der Bücher fand man während seines ganzen Lebens Stoff zu intensiverem Nachdenken, Belehrung, Erbauung, Genuss und Erholung, Bildung von Verstand und Gemüt. Vor gedankenloser, flüchtiger Vielleserei war man ebenso geschützt wie vor schlechter, sittenloser Lektüre.

Heute leben wir in einer Zeit rastloser Bewegung, die zu stiller Versenkung wenig Zeit mehr lässt. Das Interesse an den Tagesfragen nimmt alle Schichten der Bevölkerung gefangen. Man sucht sich, wenn auch nur flüchtig, über alles was geschieht zu informieren. Diese Lesewut, diese Hast nach Sensation und spannender, nervenaufregender Lektüre nimmt immer mehr zu, sie verdirbt viele gute Köpfe unseres Volkes schon in der

Jugend, so dass sie Lust und Liebe zu nachdenklichem Lesen verlieren und hat als ihr schlimmstes Produkt den Schund- oder Kolportageroman gezeugt. Gewiss ist auch in früheren Zeiten Schund gedruckt und verbreitet worden, aber eine solche gemeine Spekulation auf die niedersten Triebe des Menschen, ein solch behagliches Ausmalen der scheusslichsten Verbrechen, wie sie die Nick-Carter-, Sherlock-Holms- und andere Romanserien bringen, tauchte doch in der ältern Literatur nur vereinzelt auf. Mögen diese Werke noch so krasse Unwahrscheinlichkeiten bringen, ihre Autoren wissen durch raffiniert-spannende Erzählungen ungebildete, namentlich junge Leser so in den Bann ihrer schmutzigen Phantasie zu ziehen, dass sie sich nur schwer wieder daraus losreissen können. Sensationelle Ereignisse geben Stoff zu Schauerromanen, die es bis auf 150 Lieferungen zu 15 Rappen bringen. Ueber das Ende des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich erschienen seiner Zeit 20 Romane, wovon einer allein in 180,000 Exemplaren abgesetzt wurde. Die „Geheimnisse des Königsschlosses oder Enthüllungen über Tod und Leben König Ludwigs II. von Bayern“ wurden allein in Berlin in 50,000 Heften verkauft. Am gefährlichsten sind solche Werke, die zugleich in Blut und Wollust getaucht sind, von den ausschliesslich perverssexuellen gar nicht zu reden. Durch geheimnisvolle Titel wird das Publikum angelockt: „Ein weiblicher Vampir“, „Der Mädchenmörder von Boston“, „Dr. Quartz, ein Teufel in Menschengestalt“, und wo der Titel allein nicht zieht, muss ein jämmerliches Bild nachhelfen.

Und welches sind die Folgen dieser Lektüre? Der Kriminalist weiss davon zu erzählen. Wie häufig haben Sie nicht schon in den Zeitungen gelesen, dass dieser oder jener jugendliche Verbrecher durch schlechte Lektüre auf eine schiefe Ebene gebracht wurde, weil die Gestalt

eines Bras de Fer oder Malleville Gaylord, der Fürst der Salondiebe ihn fasziniert hatte? Auch die häufige Schilderung des Selbstmordes, „wenn er von Umständen begleitet wird, in die eine lebhaft Phantasie die Spur einer romantischen Beleuchtung hineinbringen kann“, wirkt auf junge Leute ausserordentlich suggestiv. Einen besonders bezeichnenden Fall schildert Ernst Schultze in der Dürerbundkorrespondenz: „Ein dreizehnjähriger Untertertianer einer Realschule tötete sich durch einen Revolverschuss ins Herz. Er hatte sich wochenlang mit dem Lesen von Schundliteratur vergiftet; alle Mittel, die der Vater und die Schule angewandt hatten, um ihn davon abzubringen, waren vergeblich gewesen. Er stand eben bereits so unter dem suggestiven Einfluss dieser grässlichen Hefte, dass er ihnen so wenig entinnen konnte wie der Vogel, auf den sich die Schlange stürzen will. Am Morgen der Tat kam er mit seinen Büchern etwas später in die Schule. Unter diesen befand sich ein schaurig illustriertes Heft: „Jack, der Bauchaufschlitzer“ und ein weiteres: „Eine Nacht im Café National“. Ich wiederhole, dass der unglückliche Junge 13 Jahre alt war. Er trat ins Klassenzimmer ein wie gewöhnlich, hängte seinen Mantel an und legte neben seine Bücher auf die Bank einen Zettel mit den Worten: „Ich scheid freiwillig aus dem Leben“ mit seiner Unterschrift. Seine Gedanken müssen völlig gebannt gewesen sein und sich nur noch in den widerlichen Gedankengängen der Schundliteraturhefte bewegt haben. Noch zwanzig Tage vor seinem Selbstmorde hatte er nach dem Lesen einer Brandstiftergeschichte seinen Mitschülern erklärt, dass er demnächst die Schule in Brand stecken werde. Am 5. Juli 1908 sprang ein Steward vom Dampfer Helsingborg in die See und ertrank. Schundlektüre hatte den Kopf des Mannes verwirrt. — Und von dieser Ware wurde 1910

auf deutschem Sprachgebiet für **75,000,000 Franken** an den Mann gebracht! Ich brauche Ihnen nicht noch zu sagen, dass wir hier vor einer grossen sozialen Gefahr stehen. Wenn wir ihr nicht mit allen Mitteln entgegenarbeiten, so wird die Seele des Volkes vergiftet. Staat und Private müssen da zusammenwirken; denn nicht nur die physische Gesundheit des Volkes soll uns am Herzen liegen, sondern auch die geistige und moralische.

Lassen Sie uns deshalb die Frage näher studieren: Wie bekämpfen wir am besten den Schund? Es gibt hier zwei Wege, die wir beide einschlagen müssen:

1. Direkte Bekämpfung des Schundes.
2. Verbreitung guter Schriften, Vortragsabende, Einrichtung von Bibliotheken, Lesesälen etc.

Wir können den Schund einmal direkt bekämpfen, indem wir den Vertrieb schlechter Schriften zu verhindern suchen. Allerdings gibt es ja heute in allen Kulturstaaten Gesetze, welche den Verkauf unzüchtiger Schriften und Bilder mit hohen Strafen belegen. So sagt auch Art. 3 lit. b des appenzellischen Gesetzes über das Hausier- und Marktwesen: „Vom Hausierverkehr oder Gewerbebetrieb im Umherziehen sind ausgeschlossen:, Bücher, Schriften, Figuren, Schaustellungen und Produktionen, welche das sittliche Gefühl verletzen. Der Regierungsrat ist befugt, auch andere Artikel und Gewerbe, deren wahrer Wert vom Publikum nicht leicht beurteilt werden kann, vom Hausierverkehr oder Gewerbebetrieb im Umherziehen auszuschliessen.“

Allein das trifft nur einen Teil der Schundliteratur und die Fabrikanten der Kolportageromane wissen nur allzugut diese Klippe zu umgehen. Um ihre Spekulation auf die niedern Triebe ihrer Leser zu verhüllen, hängen sie dem Schmutze ein moralisches Mäntelchen um. Die Polizei allein kann also nicht helfen, sie kann uns nur

unterstützen. Am besten wird es sein, wenn man den Winkelbuchhändlern und Papeteriewarenverkäufern tüchtig auf die Finger sieht. Man wird sie auffordern, den Schund aus ihrem Lager zu entfernen, indem man sie darauf aufmerksam macht, dass der Verkauf solcher Ware ihrem Geschäfte keine Ehre mache. Natürlich muss das in taktvoller Weise geschehen. Dann wird man ihnen Listen empfehlenswerter Schriften zukommen lassen. Ist der Geschäftsmann vernünftig und begreift er die Notwendigkeit dieses Vorgehens, so wird er die Gelegenheit freudig ergreifen, auch an seinem Teile an der grossen sozialen Aufgabe unserer Zeit mitarbeiten zu können. Fährt er im alten Schlendrian fort, so wird sein Geschäft öffentlich an den Pranger gestellt und boykottiert. So ist man in Chur und in Wetzikon wirksam vorgegangen, indem man solche Geschäfte vor die Alternative stellte, entweder den Vertrieb genannter Waren zu sistieren, oder der Aufträge gewisser Schulbehörden verlustig zu gehen.

Aber wir können den Schund auch indirekt bekämpfen, indem wir gute Lektüre in Masse verbreiten und die Freude daran zu wecken und zu fördern suchen. Es ist geradezu beschämend, wie wenig die vielen grossen Schriftsteller deutscher Sprache in den breitem Schichten bekannt sind. In Italien gibt es Bauern und Arbeiter, die aus dem „Befreiten Jerusalem“ von Torquato Tasso ganze Stellen auswendig wissen, die sich in Dante gut auskennen; das französische Volk kennt seine berühmten Dichter, liest und ehrt sie; bei uns Deutschen haben die grössten Geister Hunger leiden müssen. Als zu Ehren von Gottfried Kellers fünfzigstem Geburtstag einige Zofinger in Zürich einen Fackelzug arrangierten, da wussten nur ganz wenige Züricher, dass ihr Staatsschreiber Keller auch ein berühmter Dichter sei. C. F. Meyer war bei vielen seiner lieben Mitbürger als Sonderling verschrien;

Jeremias Gotthelf wurde erst in Berlin berühmt. Die Beispiele liessen sich vermehren. Gibt es doch heute noch unter uns Leute, die gebildet sein wollen und einen G. Keller oder C. F. Meyer nur dem Namen nach kennen.

In früheren Jahren konnte man seine Unkenntnis auf literarischem Gebiete mit den für einfache Geldbeutel viel zu hohen Preisen der Bücher entschuldigen. Nun hat aber in den letzten Jahrzehnten eine mächtige Bewegung eingesetzt, die darauf hinzielt, ganz billige Ausgaben guter Schriftwerke in Hunderttausenden im Volke zu verbreiten. Verleger und gemeinnützige Vereinigungen wetteifern da miteinander. Während jene aber die Schriften einfach auf den Markt bringen, dem Einzelnen die Auswahl überlassen und bei allem rühmenswerten Idealismus den geschäftlichen Standpunkt wahren, so ist bei diesen jedes private Erwerbsinteresse ausgeschlossen, sie bemühen sich, das Volk zur guten Lektüre heranzuziehen und verdienen daher unsere Unterstützung umsomehr.

Wir nennen hier in erster Reihe Reclams Universalbibliothek. Als im Jahre 1867 der Leipziger Verleger Philipp Reclam sämtliche Werke Schillers für 3 Mark verkaufte und zugleich die bekannten rotgelben Heftchen zu 20 Pfennig die Nummer herausgab, prophezeiten ihm seine Kollegen den baldigen geschäftlichen Ruin. Allein der ungeheure Erfolg des Unternehmens zeigte, welche glückliche Idee hier verwirklicht worden war. Heute zählt die Reclambibliothek bald 5300 Nummern und ist in vielen Millionen Exemplaren verbreitet. Wieviel geistiger Reichtum und wieviel Segen durch sie in alle Schichten des Volkes drangen, lässt sich kaum ermessen. Mit Recht beneiden uns andere Länder um diese einzigartige Sammlung. Liessen Ausstattung und Druck anfänglich zu wünschen übrig, so zeigt sich in den letzten Jahren auch nach dieser Seite hin ein erfreulicher Fortschritt.

Eine Reihe von Nachahmungen tauchten in der Folge auf, die aber alle die Reclam-Bändchen nicht aus dem Felde zu schlagen vermochten. Ich nenne hier nur Meyers Volksbücher, die sehr gut ausgestattete Bibliothek der Gesamtliteratur von Otto Hendel, aus jüngerer Zeit die Volksbücherei Max Hesses und die Cotta'sche Handbibliothek. Alle diese Sammlungen verfolgen das Ziel, die hervorragenden Werke der Weltliteratur allmählich ihrem Bestande einzuverleiben. Sie legen daher das Hauptgewicht auf die schöne Literatur. Lange Zeit fehlten billige populärwissenschaftliche Werke in deutscher Sprache. Die Engländer waren uns darin weit voraus. Koryphäen der Wissenschaft wie der Chemiker Faraday, der Zoologe Huxley, der Historiker Gardiner u. a. schämten sich nicht, auch für den ungebildeten Laien zu schreiben. Faraday's Naturgeschichte einer Kerze ist ein klassisches Beispiel, wie man populär und doch wissenschaftlich gediegen schreibt. Und was kann es Schöneres geben, als wenn ein genialer Gelehrter von seiner Höhe einmal herabsteigt, um den geistig Unmündigen einzuführen in die Gedankenarbeit von Jahrtausenden! Da liess der Verlag Göschen in Leipzig im Jahre 1889 die ersten Bändchen einer Sammlung von Monographien über alle möglichen wissenschaftlichen und technischen Gebiete zu dem billigen Preise von 80 Pfennig erscheinen. Allein die heute auf über 500 Nummern angewachsene Sammlung nahm immer mehr wissenschaftlichen Charakter an; verhältnismässig nur wenige dieser handlichen Kompendien sind wirklich populär, die meisten leisten wohl dem Studierenden und dem Fachmann treffliche Dienste, lassen aber in ihrer gedrängten Kürze den Anfänger hilflos. Für unsere Zwecke brauchbarer sind die Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt“ des Teubnerschen Verlages und die bei Quelle & Meyer erscheinende Sammlung „Wissenschaft und Bil-

dung“. Viele dieser Bändchen sind aus volkstümlichen Vortragszyklen hervorgegangen, haben also die Probe auf ihre Allgemeinverständlichkeit schon vor ihrer Drucklegung bestanden. Volle Anerkennung und Förderung verdienen auch die naturwissenschaftlichen Publikationen der Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos“ in Stuttgart.

Ueber dieser grossartigen Tätigkeit deutscher Verleger dürfen wir nicht vergessen, was die vielen volksfreundlichen Vereinigungen zur Bekämpfung der Schundliteratur mit manchmal bedeutenden finanziellen Opfern geleistet haben. Wer denkt da nicht an unsern seit 1889 bestehenden *Verein für Verbreitung guter Schriften*, dessen drei Sektionen bis jetzt mit zirka 270 Nummern über 11 Millionen Zehnerhefte vertrieben haben. Gerade durch ihre Tätigkeit sind die Schriften unserer Schweizerdichter Jeremias Gotthelf, Jakob Frey, Gottfried Keller, Meinrad Lienert, Jakob Bosshard, Ernst Zahn u. a. bekannt geworden. Dass das schweizerische Element nicht einseitig bevorzugt wird, lehrt ein Blick in das Verzeichnis; wir finden da Namen wie Fritz Reuter, Droste-Hülshoff, Kleist, Immermann, George Sand, Björnson, Tolstoi. Die muster-gültige Organisation des Vereins fand auch in Deutschland Beifall und rief dort ein ähnliches Unternehmen hervor: die *Wiesbadener Volksbücher*. Die Heftchen sind bei einem Preis von 10—30 Pfennig in Druck und Ausstattung vielfach besser als die unserer Sammlung. Eine andere Form der Verbreitung hat die *Deutsche Dichtergedächtnisstiftung* gefunden. „Sie kaufte von den Verlags-handlungen grössere Auflagen schon gedruckter Werke, um die Bücher in nicht schmutzendes, abwaschbares Dermatoideinengebunden, an Volksbibliotheken in Dörfern und kleinen Städten zu verteilen“. Dann gibt sie selbst Bändchen heraus, die auf gutem, holzfreiem Papier schön und gross gedruckt und geschmackvoll, abwaschbar ge-

bunden sind. Werke von ungefähr 200—300 Seiten kosten 80 Pfennig bis eine Mark, ein Werk von 500 Seiten zwei Mark. Neben Klassikerwerken sind da Sammelbücher: Deutsche Humoristen, mehrere Bände Novellen, Balladen etc. zu finden. Neben dieser Hausbücherei werden billige Heftchen zu 50—60 Pfennig herausgegeben.

Was diesen Sammlungen den Kampf ausserordentlich erschwert, ist der Kapitalmangel. „Was bedeutet es denn,“ meint Ernst Schultze, „wenn eine gemeinnützige Einrichtung, wie die deutsche Dichtergedächtnisstiftung in einem Jahre für die Herstellung von Büchern einschliesslich neuer Auflagen etwa 50,000 Mark ausgibt, während der Umsatz eines einzigen Kolportageromans, wie wir wissen, im Durchschnitt 250,000 Mark beträgt? So lange sich aber nicht gemeinnützig denkende reiche Leute finden, die z. B. die Dichtergedächtnisstiftung mit Kapital versorgen, wird die bedrohlich angewachsene schlechte Literatur fortfahren, ihre schädliche Wirkung auszuüben, den Geschmack von Hunderttausenden rettungslos verderben, ihre Sinne aufregen und zugleich abstupfen, ihrem Gefühl und ihrer Sittlichkeit alle Natürlichkeit und alle Sicherheit nehmen. Wir werden dann noch mehr wie heute ein krankhaft überreiztes Geschlecht haben, das keine grössere Wonne kennt, als sich durch alle Verirrungen menschlicher Leidenschaften, durch alle Abgründe viehischer Grausamkeit und durch die ganze Schreckenskammer der furchtbarsten Verbrechen führen zu lassen.“

In neuester Zeit haben sich verschiedene Jugendschriften-Ausschüsse mit geschäftsgewandten Verlegern in Verbindung gesetzt und bis jetzt gute Resultate erzielt. Sie gehen von einem richtigen pädagogischen Grundsatz aus, den man bis jetzt fast immer übersehen hat. „Wenn man der Jugend (und dem Volke) etwas nimmt, was ihnen

zwar schadet, ihrer Natur aber in gewissem Sinne gemäss ist, dann muss man ihr hiefür wiederum Ersatz bieten. Darum ist Siegfried der unsterbliche Held, darum werden aber auch die schlimmen Texas-, Jack-, Nick-Carter-, Buffalo-Bill- und ähnliche Hefte so gierig verschlungen. Eine vernünftige Erziehung gibt dem jugendlichen Drange bis zu einem gewissen Grade nach, weil sie weiss, dass aus jenem Verlangen Gefühlsschätze hervorleuchten, die nur der Läuterung bedürfen, um später als Manes-tugenden zu strahlen. Man kann die Schundhefte nicht wirksamer bekämpfen als durch Hefte, die mit ihnen ein Dreifaches gemein haben: Spannung der Handlung und Fülle des Geschehens, Billigkeit und als Lockmittel ein Titelbild, das mit lebhaften, ja auch grellen Farben eine ungewöhnliche oder aufregende Begebenheit schildert. Der wesentliche Unterschied liegt in der Darstellungsform: dort stümperhafte, berechnete Machwerke, von Gewinnsucht diktiert, hier ausgereifte Dichterwerke.“ Solche Kampfhefte liegen nun vor. Die „Deutsche Jugendbücherei“ bringt Werke von Cooper, Swift, Andersen, Liliencron, Gerstäcker etc. Aehnlich gestaltet sind die „Bunten Bücher“ und die „Deutsche Volksbücherei“. In der Sammlung „Exotische Abenteuer“ begegnen wir Auszügen aus den Werken Sven Hedins, Shakletons, Slatin Paschas u. a. Die „Adlerbibliothek“ ist nur mit Vorsicht zu verwenden, da manche Erzählungen um wenig besser sind als die bekämpften und zudem die Titelbilder an Grässlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Ich kann alle die Sammlungen, die in den letzten Jahren entstanden sind, nicht aufzählen, sondern muss Sie auf das „Verzeichnis guter Bücher“ hinweisen, das der Dürerbund als 85. Flugschrift hat erscheinen lassen. Nur auf den „Schatzgräber“ möchte ich Sie noch aufmerksam machen, den Egloffstein im Dürerbund-Verlag Callwey herausgibt.

Er berücksichtigt neben der Roman- und Novellenliteratur auch Sagen und Märchen in hervorragendem Masse und lässt es auch an kleineren dramatischen Spielen zur Auf- führung im Familienkreise nicht fehlen.

Wir sehen, gute Literatur in Hülle und Fülle. Aller- dings müssen wir Schweizer es lebhaft bedauern, dass die Hauptwerke unserer grössten Dichter, diejenigen Gott- fried Kellers und C. F. Meyers nicht in billigen Aus- gaben zu haben sind. Hoffentlich wird's auch da besser in Zukunft. „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ ist schon längst für 10 Rp. zu haben. Die deutsche Dichter- gedächtnisstiftung hat in einem ihrer Sammelbände Meyers „Amulett“ herausgegeben, die Cotta'sche Handbibliothek eine treffliche Auswahl der Gedichte Kellers, „Die drei gerechten Kammacher“ und „Pankraz der Schmoller“. Eine Volksausgabe des „Grünen Heinrich“ wird in nicht allzu langer Zeit erscheinen.

Aber nun müssen wir die betrübende Tatsache noch einmal wiederholen, dass all' das viele Gute, das bereits geboten wird, noch lange nicht aufkommt gegenüber dem Schund, der noch immer produziert wird. Ganz wenige unserer Zehn- und Fünfzehn-Rappen-Heftchen werden im Laufe von Jahren in über 100,000 Exemplaren abgesetzt. In der gleichen Zeit verkauft ein Schundromanfabrikant mehrere Millionen seiner Schmutzhefte. . Wir kommen damit zur schwierigsten Frage: *Wie gewinnt man das Volk für gute Lektüre?*

Der Gebildete, der ein Buch wünscht, lässt es sich vom Buchhändler vorlegen. Den ungebildeten Arbeiter oder Bauer hält eine gewisse Scheu vor dem Betreten einer Buchhandlung zurück. Und wenn er auch den Weg dahin findet, so steht er der Fülle des Gebotenen einfach ratlos gegenüber, es komme ihm denn jemand entgegen und helfe ihm. Der Arbeiter findet den Weg

zum Buch nicht allein; das Buch muss zu ihm kommen, ihn in seinem gewohnten Lebenskreise aufsuchen.

Die Verleger der Schundromane haben diese so einfache Weisheit in ihrer Praxis von jeher befolgt. In allen Zigarren-, Papeterie-, Coiffeurläden, wo der gemeine Mann verkehrt, legen sie ihre Ware aus. Kolporteurs drängen die Hefte den Leuten persönlich auf, geschickt abgefasste Prospekte und Probehefte spannen die Erwartung und wecken den Hunger nach mehr. Der Verein für Verbreitung guter Schriften hat deshalb von Anfang an auch zu diesem Mittel gegriffen und lässt seine Heftchen sowohl durch Kolporteurs verbreiten, als auch in Lebensmittelgeschäften verkaufen. Sollen die Heftchen in der Masse, wie wir es wünschen, verkauft werden, so müssen sie an augenfälliger Stelle aufliegen, damit die Leute sie sehen, und der Verkäufer muss seine Kunden auf die neu erschienenen aufmerksam machen. In diesem Punkte wird bei uns viel gesündigt. Da werden die Schriften in irgend einem Winkel oder einer Schublade sorgfältig versteckt gehalten und nach einiger Zeit, wenn sie anfangen zu vergilben, dem Volksschriftendepot als unverkäuflich zurückgeschickt. Es ist daher Pflicht aller Freunde unserer Bestrebungen, dass sie, sobald sie diesen Uebelstand bei einer Verkaufsstelle bemerken, auf seine Beseitigung dringen. Dann noch ein anderes. Hier wie anderswo gilt der Satz: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Die Auswahl der Schriften, die der Verein für Verbreitung guter Schriften bringt, ist naturgemäss beschränkt. Die deutschen billigen Volksschriften bilden zu den unsern eine willkommene Ergänzung. Warum sollte unsere appenzellische Volksschriftenkommission nicht auch sie verbreiten. Soll die herrliche Auswahl der „Wiesbadener Volksbücher“, des „Schatzgräbers“ unserem Volke unbekannt bleiben? Schon die verschiedene

Ausstattung in Einband und Druck lockt die Leute an; die Menge liebt eben das Neue. Der eine, auf den unsere gelben, braunen und blauen Heftchen keinen Eindruck mehr machten, greift schon aus blosser Neugier zu den andern Sammlungen; der andere findet vielleicht gerade in einem der deutschen Heftchen etwas ihn besonders Anziehendes, das er sonst vergeblich gesucht hätte.

So müssen wir alle Wege besetzen, auf denen Geschriebenes und Gedrucktes ins Volk dringt. Und da müssen wir auch mit den Verlegern und Redaktoren der Zeitungen ein ernstes Wort reden. Die Presse spricht ja so viel von ihrer schönen Aufgabe als Volkserzieherin und spekuliert daneben doch fröhlich weiter auf die ungesunde Sensationslust des Publikums. Geschäft ist eben Geschäft, denkt mancher; ob da das gepfefferte Sudelgeköch von pikanten Gerichtsverhandlungen und Moritaten unter möglichst spannenden Ueberschriften den gesunden Magen des Volkes auf immer verdirbt, scheint dabei gleichgültig zu sein. Und erst die innerlich unwahren Romane unter dem Strich mit ihren Prinzen, Millionärinnen und Komtessen, die den Kopf der Leserinnen aus dem arbeitenden Volke mit überspannten Vorstellungen füllen! Warum wird die Presse ihrer erzieherischen Aufgabe nicht *mehr* gerecht? Warum stellt sie ihre grosse Macht über das Volk nicht auch uns zur Verfügung. Oder glauben wirklich Verleger und Redaktoren, sie könnten ihre Abonnenten verlieren, wenn sie einmal einen Skandalprozess ohne die ekelerregenden Einzelheiten bringen, oder einmal einen wirklich guten Roman unter dem Strich abdrucken? Sie mögen sich ein Beispiel nehmen an sozialdemokratischen Zeitungen, wie dem Berliner „Vorwärts“, die ihren Lesern nur gute Romankost bieten. Man wende mir nicht ein, kleine

Provinzblätter könnten keine hohen Autorenhonorare bezahlen. Seit einigen Jahren veröffentlicht der Dürerbund regelmässig Listen von Romanen, die entweder ohne Kosten oder dann gegen geringe Entschädigung von jeder Zeitung abgedruckt werden können.

Und nun lassen Sie mich noch von zwei Mitteln sprechen, von denen ich mir am meisten Erfolg verspreche: der Einrichtung von Vorleseabenden, Volksbibliotheken und Lesesälen.

Ueber die Bedeutung der *Vorleseabende* hat sich erst kürzlich Fritz Müller in der Zeitschrift „Wissen und Leben“ (15. September 1911) ausgesprochen. Es interessiert Sie vielleicht, wie er sich die Sache vorstellt. Ich füge noch bei, dass Müller ein städtisches Arbeiterpublikum vor Augen hat.

„Samstag Abend wird im Gewerkschaftssaal der berühmte Vorleser X. ein Stück Rosegger vorlesen. Eintritt frei.

Kopf an Kopf sitzen sie dort im Saal nach Feierabend. Der Rezitator gibt sein Bestes. Eine lachende und weinende Welt tut sich auf da droben am Rednerpult. Das Leben rauscht durch den Saal. Die Herzen schwingen mit. Die Maschinenschatten sind gebannt, es ist eine Feierstunde im Arbeiterleben. Was, solche Geschichten gibt es? So viel liegt in diesen Worten? Das Büchlein, wenn ich's haben könnte!

„„Meine Freunde““, schliesst der Redner unter atemloser Stille der dankbaren Hörer, „„was ich Ihnen vorlesen durfte, steht in einem kleinen Büchlein, das Ihr Gewerkschaftskassier für fünfzehn Rappen am Saalausgang verkauft. Noch ein Büchlein hat er aufliegen vom gleichen Verfasser. Das ist fast noch schöner und kostet zwanzig Rappen. Halt, noch eins! Ihre Gewerkschaftsleitung bittet mich, Ihnen mitzuteilen, dass in diesem Winter noch

Folgendes vorgelesen wird; einiges von mir, anderes von Leuten, die's noch besser können:

1. Hansjakob, Valentin der Nagler;
2. Hauff, Die Karawane;
3. Aus Grimms Märchen;
4. Reuter, Ut der Franzosentid;
5. Max Eyth, Blut und Eisen;
6. Droste-Hülshoff, Die Judenbuche.

Noch einen Auftrag habe ich. Wer von Ihnen mag am Sonntagvormittag ein wenig den Kolporteur machen bei seinen Kollegen, die heute nicht da waren? Sie tragen ja auch Wahlzettel aus, nicht wahr, zum Wohle der Partei? Die beiden Büchlein da sind keine schlechten Wahlzettel“.

So bekämen die Büchlein Stimmen und Füsse. Muss ich noch beweisen, dass dieser Vorschlag Erfolg haben wird? Nein, das muss man fühlen!“

Wie leicht lässt sich Aehnliches auch bei uns einrichten. Fast alle Lesegesellschaften veranstalten während des Winters Vorträge, viele allerdings nur für ihre Mitglieder. Nun mögen sie einen guten Vorleser bestellen (es braucht durchaus kein Berufsrezitator zu sein) laden jeden, der kommen mag durch die Zeitung ein oder noch besser, setzen zu Anfang des Winterhalbjahres bestimmte Vorleseabende fest, und mancher, der sich sonst nie die Mühe genommen hätte, ein Buch in die Hand zu nehmen, wird erstaunt erkennen, wie viel Schönheit und Genuss ihm bis jetzt entgangen ist. Wenn wir Interesse und Begeisterung für die Dichtkunst wecken wollen, so ist der Weg durch das Ohr zum Herzen gewiss der nächste und der beste. Erst beim Vortrag empfinden wir Wohllaut und Rythmus der Sprache. Lesen bleibt immer nur ein Surrogat für Sprechen und Hören. Wie gut liessen sich auch Liedervorträge, kleinere dramatische Aufführungen

- mit solchen Abenden verbinden, sobald einmal das Publikum die anfängliche Fremdheit und Schüchternheit abgelegt hat. Ich erinnere mich, dass Palleske in seinem Buche über Vortragskunst von einfachen Bauern in einer abgelegenen Gegend Deutschlands erzählt, die regelmässig zusammenkamen, um klassische Dramen zu lesen und darüber ihre Meinungen auszutauschen. Das war vor reichlich fünfzig Jahren!

Gelingt es uns auf die eine oder andere Weise den Sinn für gute Lektüre zu wecken, so müssen wir ihn auch wach halten, nähren, erweitern und vertiefen. Können wir aber unsern Leuten zumuten, dass sie nun alle Werke und alle Schriftsteller, an denen sie Interesse gewonnen haben, nun auch kaufen? Und da das nicht möglich ist, liegt da nicht die Gefahr nahe, dass die kaum dem Boden entsprossene Pflanze wieder zu Grunde geht, weil sie nicht die nötige Nahrung findet? Der gute und kräftige Nährboden, auf dem sie gedeihen kann, das ist die *Volksbibliothek*.

Die geschäftsklugen Amerikaner haben den hohen sozialen Wert öffentlicher, jedermann zugänglicher Bibliotheken schon zur Zeit Franklins erkannt, und was sie auf diesem Gebiete Grossartiges geleistet haben, ist für die ganze Erde mustergültig geworden. Münsterberg erzählt in seinem Buche „Amerika und die Amerikaner“, dass im Jahre 1900 drüben 5383 öffentliche Bibliotheken bestanden von über 1000 Bänden und zusammen 44 Millionen Bänden, 7 Millionen Broschüren und einem durchschnittlichen Wachstum von 8 Prozent im Jahre. (Dabei sind die kleineren Bibliotheken von weniger als 1000 Bänden nicht eingerechnet.) Auf deutschem Sprachgebiet sind wir noch lange nicht so weit; ja es ist geradezu beschämend, wie schlecht es in vielen Gegenden mit dem Volksbibliothekswesen bestellt ist.

Wenden wir uns speziell den Verhältnissen im Kanton Appenzell zu. Hier liegt, wenn wir von den verschiedenen Schulbibliotheken und der Kantonsbibliothek absehen, das Bibliothekswesen fast ganz in den Händen der Lesegesellschaften. Dass diese dem hohen Ziele der Volksbildung nicht genügen und auch nicht genügen können, liegt auf der Hand. Abgesehen davon, dass vielerorts die Auswahl der Bücher nicht mit der nötigen Kritik geschehen mag, stehen die Bücherbestände nur den Gesellschaftsmitgliedern zur Verfügung. Ein grosser Teil der Bevölkerung bleibt ohne die nötige geistige Nahrung. Dann haben wir in einer Gemeinde zwei, drei oder noch mehr Bibliotheken; die Mittel einer jeden für Neuanschaffungen sind selbstverständlich beschränkt; infolgedessen ist es unmöglich, allen Bedürfnissen der Leser entgegenzukommen. Zudem werden gewisse Werke auf diese Weise drei-, viermal angeschafft, wo vielleicht ein oder zwei Exemplare für die ganze Gemeinde genügt hätten.

Dieser Zersplitterung könnte nun durch *ein* Mittel abgeholfen werden: Die verschiedenen Bibliotheken vereinigen ihre Bücherbestände und stellen sie der Allgemeinheit zur Verfügung. Arm und Reich, Jung und Alt, Gebildete und Ungebildete müssten gegen ein geringes Entgelt von höchstens zwei Franken im Jahr oder lieber noch ganz unentgeltlich die Bibliothek benützen können. Diese soll das geistige Arsenal der Gemeinde darstellen, wo jeder sich die geistigen Waffen für den Lebenskampf holen kann, sie soll die Stätte sein, wo jeder nach der Tagesarbeit Erholung, Belehrung und künstlerischen Genuss findet, die ihn über das gemeine Alltägliche hinausheben, seinen Horizont erweitern, seinen Geist für das Schöne empfänglich machen.

Aber nicht jeder findet zu Hause die nötige Zeit zur beschaulichen Lektüre. Mancherorts steht im Winter

der ganzen Familie nur *eine* geheizte Stube zur Verfügung und in dem Lärm und Durcheinander ist es unmöglich, ein ernstes Buch zu lesen. Deshalb sollten notwendig heizbare, helle und freundliche *Lesezimmer* neben und ausserhalb der Bibliothek eingerichtet werden, deren Besuch unentgeltlich ist und wo jeder mit seinem Buche sich hinsetzen kann. Es ist ja nicht nötig, dass sie den ganzen Tag geöffnet sein müssen. Der gemeine Mann hat ja sowieso tagsüber keine Zeit zum Lesen. Wenn sie abends von 6 Uhr ab bis 10 Uhr zugänglich sind, sowie am Sonntagnachmittag und -abend, so dürfte das genügen. Neben einigen wichtigen Tageszeitungen würde man auch einige gute illustrierte Zeitschriften, Lexika und Kartenwerke auflegen. Die Lesemappen der Lesegesellschaften könnten daneben ruhig bestehen bleiben. In Gemeinden, deren Wohnstätten weit auseinander liegen, müsste man natürlich an mehreren Orten Lesezimmer einrichten; unter Umständen liessen sich auch Schulzimmer zu diesem Zwecke gut verwenden. Wie mancher würde nach Feierabend seine Schritte dieser friedlichen Stätte zuwenden, statt im Wirtshause seine Langeweile im Alkohol zu ersäufen; wieviele Regensontage könnten auf diese Weise gewinnbringend zugebracht werden. Und wenn auch dem Jasse hie und da Abbruch geschähe, so wäre der Schaden nicht allzu gross. Dass Bibliothek und Lesezimmer nicht zu unterschätzende Faktoren im Kampfe gegen den Alkohol sind, liegt ja auf der Hand.

Nun drängt sich uns eine besonders heikle Frage auf: Woher die Mittel nehmen, namentlich bei einem so nüchtern denkenden Volke wie das unsrige ist, das so leicht jede Geldausgabe für geistige und ideale Interessen für unnütze Verschwendung hält? Sollen wir Selbstverleugnungswochen einführen, wie die Heilsarmee? Freilich, wenn wir bloss die Hälfte des Geldes hätten,

das alljährlich für Trunk und Spiel und andere nichts weniger als unentbehrliche Vergnügen ausgegeben wird, wir bekämen bald stattliche Gemeindebibliotheken, deren Bücherschätze bald in die Tausende anwachsen würden! Leider stehen uns nur ganz bescheidene Mittel zur Verfügung. Aber wie man nach den Erfahrungen der letzten Trockenperiode mit ihrem Wassermangel in vielen Gemeinden jetzt auch kleine Quellen fasst und sammelt, so müssen wir es auch zu unserem Zwecke tun. Die bestehenden Lesegesellschaften, die es übers Herz brächten, ihre Bücherbestände zu einer Volksbibliothek zu vereinigen, würden nach wie vor einen Teil ihrer Mitgliederbeiträge zur Aeufnung des Bücher- und Zeitschriftenbestandes verwenden. In Anbetracht der hohen sozialen Bedeutung des Unternehmens ist es nicht mehr als recht und billig, wenn Gemeinde und Staat auch das Ihrige beitragen zur Unterstützung. In Bern kann z. B. von den Vorständen der Jugendbibliotheken alle zwei Jahre ein Unterstützungsgesuch bei der Regierung eingereicht werden, und wenn durch die beigelegten Statuten und das Bücherverzeichnis nachgewiesen wird, dass die Institution auf gesetzlichem Boden beruht, so werden je 66 Fr. ausgerichtet. Kommen dann noch Gemeindebeiträge dazu, so lässt sich schon etwas erreichen. Ich denke mir, dass bei uns die Staatsbeiträge vorläufig nur den ärmeren Gemeinden zugut kämen; die wohlhabenderen könnten, wenigstens im Anfang, zugunsten der andern darauf verzichten. Das Uebrige würde durch freiwillige Beiträge gedeckt. Ist es doch eine Sache die Alle angeht, von der jedermann Nutzen zieht. Anfänglich wird diese Quelle wohl spärlich fließen. Sobald sich aber einmal das Unternehmen populär gemacht hat, wird jede Gemeinde ihren Stolz darein setzen, eine schöne Bibliothek und gut eingerichtete Lesezimmer zu besitzen. Man lasse sich ja nicht durch anfängliche finanzielle Schwierigkeiten

erschrecken! Denken Sie daran, welche Menge guter und dabei billiger Bücher heute schon auf den Markt kommt, sodass man schon für einige hundert Franken eine hübsche Bibliothek zusammenstellen kann, die für den Anfang genügt.

Die Verwaltung und Einrichtung einer solchen Bibliothek wie die Auswahl der Bücher kann ich hier nur skizzieren. Ich verweise Sie auf das brauchbare Büchlein von *W. Bube*: „Die ländliche Volksbibliothek. Ein kritischer Wegweiser und Musterkatalog“. Da wo eine oder mehrere Lesegesellschaften das Bibliothekswesen in die Hand nehmen, wählen sie aus ihrer Mitte einen Bibliotheksvorstand; an andern Orten wählt ihn der Gemeinderat. Der Vorstand stellt die Statuten für die Benützung von Bibliothek und Lesezimmer auf, berät über Neuanschaffungen, wobei ihn die Volksschriftenkommission durch Ratschläge, Zusendung von Bücherlisten, vielleicht auch durch Zusendung von Büchern selbst unterstützt. Der Vorstand wählt den Bibliothekar. Zweimal in der Woche werden Bücher ausgegeben. Diese können schon vorher bestellt werden durch Bestellzettel, die in den Lesezimmern aufliegen.

Es ist keine leichte Aufgabe, die einem solchen Bibliotheksvorstande zufällt. Die Auswahl der Bücher kann nicht kritisch genug geschehen; sie muss das Verlangen nach leichter, aber guter Unterhaltungslektüre ebenso befriedigen, wie das Bedürfnis nach ernsteren Kunstwerken und belehrenden Schriften. Der Bibliothekar hat sorgfältig die Einzelwünsche der Bibliothekbenutzer zu berücksichtigen, er muss zu diesen gleichsam in ein vertrautes Verhältnis kommen. Er hilft ihnen ihre anfängliche Unbeholfenheit und Schüchternheit, womit sie den Büchern gegenüberstehen, überwinden und sucht das für sie Passende aus. Er wird dem wenig oder gar nicht Gebildeten zuerst nur ganz leichte, dann all-

mählich schwerere Kost bieten und kann damit eine schöne erzieherische Aufgabe erfüllen. Er wird bald merken, welches Wissensgebiet, welche Schriftsteller seinen Kunden am meisten anziehen; ja, er kann ihn schliesslich dazu bringen, dass er die Auswahl seines Lesestoffes nach bestimmten Grundsätzen selbst vollzieht. Der Leser muss zu wenigen ausgewählten Büchern in ein vertrautes Verhältnis kommen. Nur dann wird ihn das Lesen wirklich fördern. Es hat keinen Sinn, die Köpfe unseres Volkes mit Lesestoff vollzupropfen; denn wir wissen zu gut, dass auch nahrhafte und gesunde Speise, im Uebermass genossen, schädlich wirken kann. Wir wollen zum aufmerksamen Lesen erziehen. Die Schundlektüre hat die Leselust des Volkes zur Bücher und Feuilletons verschlingenden Lesewut entarten lassen, wir wollen sie wieder in vernünftige Bahnen zurücklenken und innerlich vertiefen. Wer einmal gelernt hat, richtig zu lesen, — und das verstehen leider Gottes auch unter „Gebildeten“ nicht allzu viele — dessen Geschmack wird immer ausspruchsvoller, immer kritischer. Er wird nicht mehr mit einer bloss äusserlichen Spannung zufrieden sein, sondern verlangt vom Dichter Wahrheit der Charaktere. Die Fülle der Gesichter, die der Künstler aufs Papier bannte, wird in ihm lebendig werden; sein Blick wird geschärft für alle künstlerischen Feinheiten und er wird gerade solche Stellen, die er früher als langweilig überschlug, mit besonderem Genusse lesen. Er wird das Bedürfnis fühlen, sich mit des Dichters Gestalten auseinander zu setzen, mit ihnen zu rechten, mit vertrauten Freunden sich darüber zu unterhalten. Und wie stark grosse Dichter auch auf das einfache von „literarischer Bildung“ unberührte Herz eines schlichten Proletariers wirken können, das mögen wir von dem „armen Mann im Toggenburg“, dem Weber Ulrich Bräker lernen, der, vor mehr als 130 Jahren in den ärmlichsten Verhältnissen

lebend, mit glühender Begeisterung seinen Shakespeare immer und immer wieder las. „Unsterblicher William, du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten, du hast mich in Gesellschaft deiner Geschöpfe geführt, wo ich mehr hörte, als in allen Gesellschaften der halben Welt . . . Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft rasend gemacht; du hast meine Brust aufgerissen, in Mitleid schmelzen lassen, hast mich traurig, betrübt, melancholisch gemacht und alles wieder geheilt. Du hast mich ergötzt, lustig und fröhlich gestimmt, sodass mir tausend Stunden wie der angenehmste Traum verschwanden. Du bist mein Arzt.“ So redet er in seiner Schrift „Etwas über Shakespeare“, die wertvoller ist als Dutzende gelehrter Werke über den grossen Dramatiker.

Freilich, Ulrich Bräker ist ein ganz seltener Ausnahmefall. Wir müssen unser Ideal viel tiefer unten aufstellen, und dann wird es von einem grossen Haufen unserer Leser noch nicht erreicht werden; denn wo nichts oder nur wenig ist, wo natürliche Intelligenz und jeder Schönheitssinn fehlt, da lässt sich eben wenig entwickeln. Aber wenn es uns gelingen sollte, auch nur wenige aus den Niederungen des Geisteslebens den Höhen der Menschheit entgegen zu führen, so dürfen wir zufrieden sein. Geben wir jedoch jedem die Möglichkeit, dass er sein eigenes, bescheidenes Lichtchen an der hellen, strahlenden und wärmenden Flamme entzünden kann, die unsere grossen Dichter und Denker angesteckt haben.

Thesen:

1. Da gute Bibliotheken das beste Mittel sind, Interesse und Freude an guter Lektüre zu wecken, sollte in jeder Gemeinde eine *Volksbibliothek* sich befinden, die gegen geringe jährliche Entschädigung jedermann zugänglich wäre.

2. Mit der Bibliothek müsste ein *Lesezimmer* verbunden werden.
3. Aermere Gemeinden erhalten zu diesem Zwecke von der Regierung eine angemessene Summe zur Unterstützung. Die Volksschriftenkommission der Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft unterstützt die Bibliothekare durch Ratschläge, Zuwendung von Büchern und Listen empfehlenswerter Schriften.
4. Die Verleger und Redaktoren der im Kanton Appenzell erscheinenden Zeitungen werden ersucht, im Romanfeuilleton nur Werke anerkannt guter Autoren abzdrukken. Es werden ihnen zu diesem Zwecke die Romanlisten des Dürerbundes gratis zugestellt. Auch sollen von Zeit zu Zeit neu erschienene gute Volksschriften im Text- und Inseratenteil angezeigt und kurz besprochen werden.
5. Es wäre wünschenswert, wenn die Volksschriftenkommission der Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft neben dem Vertrieb der Schriften des Vereins für Verbreitung guter Schriften auch denjenigen der Wiesbadener Volksbücher und eventuell auch anderer billiger Sammlungen (Deutsche Jugendbücherei, Bunte Bücher, Schatzgräberschriften usw.) übernehme.
6. In den grössern Gemeinden sollen von Zeit zu Zeit Ausstellungen von guten Schriften veranstaltet werden. In Verbindung damit sollen gute und billige Bilder, die sich als Wandschmuck eignen (farbige Stein-drucke, Meisterbilder etc.) ausgestellt werden.

Einiges aus der Literatur:

Bube, W. Die ländliche Volksbibliothek. Ein kritischer Wegweiser und Musterkatalog. 3. Auflage. Berlin 1903.

(Enthält „Winke für den Bibliothekar“, einen Musterkatalog von 800 Bänden. Den Büchertiteln ist eine kurze Charakteristik beigegeben.)

Nörrenberg, C. Die Bücher- und Lesehalle, eine Bildungsanstalt der Zukunft. Köln 1896.

Schönbach, A. E. Ueber Lesen und Bildung. 7. Auflage. Graz 1905.

Schultze, E. Freie, öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesegesellschaften. Stettin 1909.

(Zusammenfassende Darstellung.)

Jaeschke, E. Volksbibliotheken. (Sammlung Göschen Nr. 332.)

Mitteilungen über Jugendschriften der Jugendschriftenkommission des Schweizer Lehrervereins. (Verschiedene Hefte, herausgegeben in der Buchhandlung zur „Krähe“ 13 Spalenvorstadt, Basel.)

Flugschriften des „Dürerbunds“, zu beziehen durch Georg D. W. Callwey, Finkenstrasse 2, München.

Nr. 5. Vom häuslichen Vorlesen, 20 Pfg.;

„ 7. Wie gewöhnt man an guten Lesestoff? 40 Pfg.;

„ 21. Welche Schriften geben wir Kindern? 20 Pfg.;

„ 31. Die Verbreitung guter Literatur. 10 Pfg.;

„ 37. Theaterstücke für Dilettantenbühnen. 50 Pfg.;

„ 68. Programme für Dichterabende. 75 Pfg.;

„ 85. Verzeichnis guter, billiger Bücher. 10 Pfg.

Literarischer Ratgeber, herausgegeben vom „Dürerbund“. (Im gleichen Verlag wie die „Flugschriften“.)
